

Zur Psychologie der gebundenen und der freien Wortstellung.

Von

P. Barth.

Leipzig.

Inhalt. Gebundenheit der Wortstellung in fast allen Sprachen. — Auch das Lateinische hat gebundene Wortstellung in der Volkssprache. — Ursprüngliche Freiheit der europäischen Sprachen. — Einengung dieser Freiheit. — Ursache dieser Einengung: besonders auch die Association durch Aehnlichkeit des Gefühls. — Ein Beispiel der Wirkung derselben ist wohl die Wortstellung im deutschen Nachsatze. — Die germanischen Sprachen dennoch sehr frei in der Wortstellung. — Rassenpsychologische Bedeutung dieser Thatsache.

Die Verschiedenheit der Wortstellung ist eins der bedeutsamsten, aber auch schwierigsten Probleme der vergleichenden Sprachforschung. Und zwar müsste sich eine vollständige Vergleichung nicht bloß auf den gegenwärtigen Zustand, sondern auch auf die Vergangenheit beziehen, durch den Lauf der Jahrhunderte den Wandel der Wortstellung verfolgen. Zu dieser Vollständigkeit fehlt noch sehr viel, selbst da, wo genügende Denkmäler sie ermöglichen würden. Indessen, so viel lässt sich schon jetzt aus einem allgemeinen Ueberblicke ersehen: die Gebundenheit der Wortstellung im Satze ist weitaus vorherrschend, so allgemein, dass die Freiheit ihr gegenüber eine seltene Ausnahme bildet. Ueberblicken wir einmal die großen Sprachstämme in dieser Hinsicht!

Die indochinesischen Sprachen zeigen uns eine absolut starre Wortfolge im Satze, die keine Ausnahmen zulässt. So sagt G. von der Gabelentz¹⁾: »Diese ganze [chinesische] Syntax beruht auf wenigen mehr oder minder unverbrüchlichen Gesetzen der Wortstellung«. Und mag auch das classische Chinesisch des Confucius

1) Chinesische Grammatik, § 254. Leipzig 1881.

und seiner Zeit, auf das sich Gabelentz zunächst bezieht, schon das Ergebniss einer langen Entwicklung, mag vielleicht die älteste Form der chinesischen Sprache freier in der Wortstellung gewesen sein, jedenfalls seit Confucius, also seit mehr als 2000 Jahren ist die alte Starrheit nur wenig gemildert worden¹⁾. Im höchsten Grade ist hier entwickelt, was Wundt »innere Wortform« nennt²⁾. Nicht ein äußerlich sichtbares Suffix oder Präfix bezeichnet den Casus des Nomens, sondern die Stellung im Satze. Das Subjeet steht vor dem Prädicate, das Object nach dem Verbum, das bestimmende Wort vor dem bestimmten³⁾.

Auch die ural-altaischen Sprachen haben eine typische Wortstellung. Meist steht das Object voran, dann das Verbum, zuletzt das Subject⁴⁾.

Die Bantusprachen, die, unter einander aufs engste verwandt, einen sehr ausgeprägten, ganz Südafrika mit Ausnahme der Hottentotten und Buschmänner beherrschenden Typus bilden, zeigen ebenfalls so feste Wortstellung, dass das Subjects- und das Objectsverhältniss nur aus der Stellung erkannt werden. Desgleichen wird das Genetivverhältniss durch Vorausgehen des Begriffs des Besessenen vor dem mit zwei Partikeln eingeführten Begriffe des Besitzers bezeichnet⁵⁾.

Die amerikanischen Sprachen, die Wort und Satz unterscheiden, wie z. B. die Sprache der Irokesen, haben ebenfalls gebundene Wortstellung⁶⁾. Erst recht aber diejenigen, in denen der Satz nur ein erweitertes Verbum darstellt, die sogenannten einverleibenden Sprachen, bei denen »in den ein Satz Ganzes vertretenden zusammengesetzten Conjugationsformen die Stellung der Glieder eine gegebene ist, die sich dann auf die etwa außerhalb dieser Formen stehenden isolirten Wörter überträgt«⁷⁾.

1) Vgl. C. Arendt, Handbuch d. nordchinesischen Umgangssprache, I. Stuttgart u. Berlin 1891, S. 150: »Die gewöhnliche Wortstellung ist Subject, Verbum, Object.« Und S. 159 wird von Arendt ausdrücklich die Gleichheit der Stellungsgesetze der modernen Umgangssprache und derer der (nach S. 201) sehr alten Schriftsprache hervorgehoben.

2) Wundt, Völkerpsychologie, I, die Sprache, 2. Theil. Leipzig 1900. S. 2.

3) Vgl. v. d. Gabelentz, a. a. O., §§ 255—258.

4) Wundt, a. a. O., S. 370.

5) Vgl. Fr. Müller, Grundriss d. Sprachwissenschaft, I, 2. Wien 1877. S. 252.

6) Vgl. Fr. Müller, II, 1. Wien 1882. S. 207.

7) Wundt, a. a. O., I, 2, S. 369.

Während alle diese Sprachen das Subject vorausgehen, das Verbum folgen lassen, kehren die malayo-polynesischen und die semitischen Sprachen die Ordnung um, sie lassen das Verbum vorausgehen¹⁾)

Insbesondere die semitischen Sprachen bieten für die vorliegende Frage viele interessante Erscheinungen. Im Verbalsatze steht das Verbum vor dem Subjecte, im Nominalsatze das Prädicat nach dem Subjecte, das Object des Verbalsatzes folgt dem Subjecte²⁾).

Hier liegt keine Nöthigung vor, den Casus durch die Stellung zu bezeichnen; denn das Arabische unterscheidet im Singular oft durch drei Endungen Nominativ, Genetiv, Accusativ, mindestens aber im Singular und im Plural durch zwei Endungen den Subjectscasus gegenüber dem Genetiv und Accusativ. Eine freiere Stellung des Subjects würde also mit keiner Zweideutigkeit verbunden sein. Dennoch ist sie streng gebunden, jeder Willkür des Sprechenden entzogen.

Das Hebräische hat zwar keine Casusbezeichnung durch Flexion, wohl aber durch Präpositionen, es unterscheidet dadurch den Dativ und den Accusativ vom Nominativ; das Genetivverhältniss ist im sogenannten status constructus durch die innere Flexion des besessenen und immer vorangestellten Begriffs kenntlich gemacht. Es liegt also nie die Gefahr vor, die Casus zu verwechseln, gleichviel wo sie stehen. Dennoch ist im hebräischen Satze die Wortstellung eine durchaus gebundene. E. König meint, dass es möglich sei, den »präponderirenden Satztheil«, d. h. das psychologisch, nicht grammatisch wichtigste Wort durch Voranstellung auch äußerlich hervorzuheben. Doch muss er sogleich zugeben, dass »die Anwendung dieser Mittel zum Theil durch eine beim Verbalsatze überwuchernde Satzverknüpfungsart und im allgemeinen auch durch die Neigung zur chiasmatischen Wortstellung beeinflusst«, d. h. beeinträchtigt wurde³⁾. Nur 33 Stellen aus der ganzen Bibel weiß er aufzuzählen, in denen das Object vorangestellt wird⁴⁾. Und zwar zeigt diese Aufzählung, dass die Mehrzahl der Schriftsteller des Alten Testaments, wie die Verfasser des

1) Wundt, a. a. O., I, 2, S. 372.

2) Vgl. A. Socin, Arabische Grammatik, §§ 119, 122.

3) E. König, Historisch-kritisches Lehrgebäude der hebräischen Sprache, II, 2. Leipzig 1897. S. 432 f.

4) A. a. O., S. 435.

Deuteronomiums, des Buches Josua, des Richterbuches, der Bücher Samuelis, der Chronik, der Bücher Esra, Nehemia, Esther, der Sprüche, des Predigers, des Hohenlieds, die Propheten Hesekeel, Daniel, Joël, Amos, Obadja, Habakuk, Zephanja, Haggai, Sacharja, Maleachi, sich einer solchen Voranstellung ganz enthalten. Dabei ist in Bezug auf den hebräischen Accusativ durch die bezeichnende Partikel **כִּי** jedes Missverständniß ausgeschlossen, der Accusativ bedarf nicht der »inneren Wortform«, da er eine äußere hat.

Und diese Gebundenheit hat sich in den semitischen Sprachen im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende nicht geändert. Im Neuarabischen wenigstens besteht sie noch heute mit derselben Strenge wie im alten Arabischen. »Das Subject dieser Sätze (der Nominalsätze) heißt, womit angefangen wird, oder Inchoativ«. »Der Verbal-satz besteht in der Regel aus einem Verbum mit nachfolgendem Subject«, sagt A. Wahrmond¹⁾.

Noch reicher als das doch keineswegs arme Arabische ist an Flexionen das Sanskrit. Acht wohlunterschiedene Casus im Singular, deren sechs oder mindestens fünf im Plural, in dem der Form nach einige Casus mit einem andern zusammenfallen, und drei wohlgesonderte Formen des Duals lassen die Gefahr der Unerkennbarkeit des syntaktischen Werthes des Nomens minimal erscheinen. Dennoch hat auch das Sanskrit keine freie, sondern eine traditionelle Wortstellung, allerdings nur, wie B. Delbrück sagt²⁾, in der Prosa und auch hier nur »in ruhiger oder gewöhnlicher Darstellung«.

Dieser Forscher fasst (a. a. O.) die Gesetze dieser »traditionellen« Wortstellung folgendermaßen zusammen: 1. Das Subject eröffnet den Satz. 2. Das Verbum schließt den Satz. 3. Die übrigen Satztheile werden in die Mitte genommen. 4. Die Apposition folgt ihrem Bezugsworte nach. 5. Der attributive Genetiv und das Adjectivum gehen dem Substantivum voran. 6. Die Präpositionen gehen dem Verbum voran, folgen aber ihrem Casus nach. 7. Die enklitischen Wörter haben, wenn sie nicht zu einem bestimmten Satztheile in nothwendiger Beziehung stehen, die Tendenz, sich an den Satzanfang

1) Praktische Grammatik der neuarabischen Sprache, I, 2. Aufl. Gießen 1879. §§ 336 u. 337.

2) Altindische Syntax (Syntaktische Forschungen V), S. 15 f.

anzulehnen. Daneben aber gibt es schon in der »ruhigen oder gewöhnlichen Darstellung« eine occasionelle Wortfolge, »deren hauptsächlichstes Grundgesetz das folgende ist: Je wichtiger ein Wort dem Redenden erscheint, um so entschiedener strebt es dem Anfang des Satzes zu«.

Beide Wortfolgen aber, die traditionelle wie die occasionelle, — das ist als charakteristisch für das Sanskrit festzuhalten, — gelten nicht für die gehobene Prosa, auch nicht für die Poesie.

Dieser Unfreiheit oder — wie im Sanskrit — theilweise verlorenen Freiheit gegenüber scheinen die classischen Sprachen durch die völlige Freiheit ihrer Wortstellung ausgezeichnet. Ein Beispiel sei etwa Plato, Phaedrus, 256 E: *τὰτα, τοσοῦτα καὶ θεῖα, σοὶ δωρήσεται ἢ παρ' ἔραστοῦ φίλια*. Und für das Lateinische der bekannte Vers Vergils: *Infandum, regina, jubes renovare dolorem*. Das Princip der Voranstellung betonter Begriffe¹⁾, daneben das Gesetz des Wohllauts, scheint in den classischen Sprachen aufs genaueste befolgt zu sein, jede überlieferte äußere Norm der Wortstellung zu fehlen.

Und vielleicht verhält es sich so im Griechischen. Es hat eine Freiheit der Wortstellung entwickelt, wie keine andre Sprache²⁾. Irgend welche conventionelle Beschränkungen derselben scheinen bis jetzt nicht entdeckt zu sein. Vom Lateinischen aber gilt nicht mehr das Gleiche. Für die früheren Philologen gab es nur ein Latein, die gegenwärtigen aber haben entdeckt, dass es bei den Römern so gut wie bei den Völkern der Gegenwart, neben der Kunstsprache, die allerdings bei jenen mit besonderer Virtuosität ausgebildet ist, noch eine von dieser außerordentlich verschiedene Volkssprache gibt, und dass sich sogar in unsrer Ueberlieferung Proben der Volkssprache in großer Zahl finden lassen.

So müssen wir wohl die Comödien des Plautus zur Volkssprache rechnen. Desgleichen die mannigfachen Sprüchwörter. Zur Volkssprache gehören ferner die mannigfachen Sätze, die als Wandinschriften in Pompeji und Herculenum gefunden wurden, vieles in der *Cena Trimalchionis* und alles, was man jetzt unter dem Namen des

1) Vgl. Wundt, *Völkerpsychologie* I, 2, S. 350.

2) Vgl. R. Kühner, *Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache*, II, 2. Aufl., Hannover 1872. § 604.

des Vulgärlateins begreift, das freilich nicht bloß in seiner grammatischen Structur, sondern auch lautlich von der Schriftsprache mannigfach abweicht¹⁾. Dieser Volkssprache ähnlich, — jedenfalls von der Kunstsprache ebenfalls sehr differenziert — zeigt sich die gebildete Umgangssprache, wie sie Terenz in seinen Comödien schrieb.

Dass beide, die Volkssprache, für die Plautus, und die gebildete Umgangssprache, für die Terenz typisch ist, von der Kunstsprache der Dichtung wesentlich abweichen, ist jedem Kenner des älteren Lateins bekannt. Schon die Nachahmung des griechischen Sprachgebrauchs, von der die Kunstsprache sehr durchsetzt ist, die Volks- und die Umgangssprache aber frei sind, bewirkt tiefgreifende Unterschiede. Aber auch, wo diese Nachahmung nicht hineinspielt, ist die Kunstsprache freier. In enge Grenzen ist z. B. bei Plautus und Terenz im Gegensatze zur Kunstsprache der Gebrauch des Infinitivs eingeschlossen²⁾, desgleichen die Substantivirung des Adjectivs, in der die Kunstdichtung kein Maß kennt³⁾.

Wo mehrere Wortfolgen möglich sind, wird in der einfachen, kunstlosen Sprache die Neigung herrschen, diejenige zu wählen, die der natürlichen Gliederung der Gesamtvorstellung entspricht, und darum schon mehr, als die anderen, eingeübt ist, also für die classischen Sprachen: Subject, Prädicat, Object, oder: Subject Object,

1) Vgl. F. G. Mohl, Introduction à la chronologie du latin vulgaire (Bibliothèque de l'École des Hautes Etudes, vol. 122), Paris 1899, p. 266: »(Le latin vulgaire) est simplement le développement historique de la langue latine dans les différentes régions de l'Empire romain et durant toute l'histoire de Rome jusqu'au démembrement de l'Empire, d'abord en dehors de l'idiome littéraire du Latium, puis sous son influence et sa direction.« Die eigentlich römische Volkssprache beschränkt sich also auf Latium; in allen übrigen italischen Landschaften wurde Vulgärlatein gesprochen, auch in Campanien, wo Pompeji und Herculaneum lagen. Das Vulgärlatein ist so einfach eine Mischung der römischen Literatursprache mit localen, aus anderen italischen Dialekten stammenden Idiotismen. Da es aber vom Volke gesprochen wurde, ohne dass ihm eine eigne Literatursprache entgegenstand, so wird es in seinem grammatischen Charakter jedenfalls der römischen Volkssprache geglichen haben.

2) Vgl. P. Barth, De infinitivi apud scaenicos poetas Latinos usu. Diss. inaug. Lipsiae 1881, p. 14, 24.

3) Vgl. P. Barth, Die Eleganz des Terenz im Gebrauche des Adjectivs. Neue Jahrbücher f. class. Philologie. 30. Jahrg. (1884), S. 177 ff.

Prädicat. Es ist dies die Form des erklärenden Satzes¹⁾, der doch der häufigste im Verkehr ist.

In der That finden wir in den römischen Sprüchwörtern, die doch zweifellos der Volkssprache, mindestens der Umgangssprache angehören, am häufigsten diese einfache Wortstellung, wenn wir von den metrisch geformten, wo die Erfordernisse des Verses sie umgestalten, und von den bloßen sprüchwörtlichen Wendungen, die keine vollständigen Sätze sind, absehen.

Indem ich die neueste Sammlung²⁾ durchmustere, und mich auf diejenigen beschränke, in denen das Subject nicht in die Verbalform eingeschlossen ist, finde ich folgende, die den eben gekennzeichneten Typus zeigen: *Aqua dentes habet* (S. 31); *Honos alit artes* (S. 42); *Avaritia omnia vitia habet* (S. 51)³⁾; *Balbus melius balbi verba cognoscit* (S. 53); *Sus Minervam docet* (S. 60); *Canis caninam non est* (S. 70); *Non ille capillos liberos habet* (S. 74); *Qui celocem regere nequit, onerariam petit* (S. 79); *Corvus oculum corvi non eruit* (S. 93); *Aliud alios decet* (S. 106); *Dei irati pedes lanatos habent* (S. 110); *Dei facientes adjuvant* (S. 111); *Figulus figulo, faber fabro invidet* (S. 136); *Homo frugi omnia recte facit* (S. 147); *Fulmenta lectum scandunt* (S. 148); *Largitio fundum non habet* (S. 149); *Ignis aurum probat, miseria fortes viros* (S. 170); *Imperitia confidentiam, eruditio timorem creat* (S. 172); *Strabones, qui holera spectant, lardum tollunt* (S. 187); *Manus manum lavat* (S. 210); *Pater tuus mercedes perdidit* (S. 219); *Mures molas lingunt* (S. 234); *Is qui arat olivetum, rogat fructum, qui stercorat, exorat, qui caedit, cogit* (S. 254); *Nemo omnia potest scire* (S. 255); *Qui in pergula natus est, aedes non somniatur* (S. 273); *Sol omnibus lucet* (S. 326); *Ego jam pridem tutorem meum extuli* (S. 353); *Venter praecepta non audit* (S. 364); *Quaelibet vulpes caudam suam laudat* (S. 379); *Vulpes pilum mutat, non mores* (S. 379).

Diesen 30 Beispielen der typischen Wortstellung, die sich, wenn ich nicht alle in gebundener Rede vorkommenden ausgeschlossen hätte, leicht vermehren ließen, stehen nur drei gegenüber, in denen das

1) Vgl. Wundt, *Völkerpsychologie* I, 2, S. 351.

2) A. Otto, *Die Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten der Römer*. Leipzig 1890. Die beigefügten Ziffern beziehen sich auf die Seitenzahl bei Otto.

3) So, wie auch einige der folgenden Sprüchwörter, hergestellt aus der indirecten Rede: *Avaritiam omnia vitia habere putabant*.

Object dem Subject vorausgeht. Und bei diesen lässt sich sehr deutlich das psychologische Motiv der Voranstellung erkennen. Es sind folgende: *oleum perdit et impensas, qui bovem mittit ad ceroma* (253). Hier ist die Breviloquenz des Sprüchwortes, sein Streben nach Kürze schuld. Es würde sich dieser Satz der herrschenden Form fügen, wenn vor dem *oleum* das grammatisch eigentlich notwendige *is* stände, das nur der Kürze wegen weggefallen ist. In den übrigen zwei Beispielen aber: *fortes fortuna adjuvat* (S. 144) und *immunem cives odere sui* (S. 172) vertreten die Anfangsworte offenbar je einen Bedingungssatz = *si qui fortes sunt* und *si quis immunis est* (*immunis* hier = *avarus*), und sind darum vorangestellt. Denn das Bedingende muss dem Bedingten logisch und darum auch zeitlich und in der Aussage vorausgehen. Jedenfalls ist dieses Vorausgehen des Bedingenden, das Nachfolgen des Bedingten, die natürliche, ungesuchte, sich von selbst darbietende Anordnung¹⁾.

Ein gleiches Ergebnis erhält man, wenn man die römischen Rechtsprüchwörter durchmustert²⁾. Sie zerfallen in zwei Theile. Wo nicht besonderer Anlass zur Betonung eines Begriffs gegeben ist, da ist die Wortstellung die normale, d. h. das Subject steht vor dem Prädicate und dem Objecte, so dass da, wo Nominativ und Accusativ gleich lauten,

1) Andere bei Otto vorkommende Fälle, in denen das Object vor dem nominalen Subject steht, betreffen kein Sprüchwort. S. 30 citirt er aus Seneca ep. 84, 2: *Apes, ut aiunt, debemus imitari*. In dieser trivialen, kein significantes Wort, bloß das matte »debemus« enthaltenden Fassung klingt diese Sentenz durchaus nicht sprüchwörtlich. Es ist offenbar, dass Seneca nur den Inhalt, nicht die Form des Sprüchwortes anführt. S. 87 steht bei Otto ein Satz Ulpian's aus den Digesten (48, 19, 18): *Cogitationis poenam nemo patitur*. Doch fügt Otto selbst hinzu: »Ob derselbe aber schon im Alterthum sprüchwörtliche Geltung hatte, ist zweifelhaft.« Endlich, was Otto S. 343 wieder aus Seneca (*De Ira*, II, 22, 3) anführt: »*Veritatem dies aperit*«, ist von Seneca als Sprüchwort nicht bezeugt und findet sich nie, wie es bei einem Sprüchwort nothwendig wäre, mit denselben Worten bei einem andern römischen Schriftsteller. Ebenso wie mit diesem letzten Beispiele verhält es sich mit folgenden: *Aequat omnes cinis* (229), *Permultis ei indigent, qui permulta possident* (232). *Invenit patella operculum* (267, wo mehrere andere Fassungen desselben Gedankens citirt werden). *Ferrum rubigo consumit* (135, neben drei anderen Fassungen). *Novit salutem medicina, morbos autem non novit* (216, wahrscheinlich, wie dort nachgewiesen wird, ein Vers eines Dichters).

2) Am besten zusammengestellt als »Register der Parömien« von H. Dernburg, Pandekten, 6. Aufl., 1900, am Anfang von I, 2, II und III.

das vorangehende Wort den Nominativ bedeutet, z. B. *petitorium* absorbet *possessorium*. Wo aber ein Satzglied betont und darum an den Anfang gesetzt wird, tritt eine völlige Inversion ein. Das Subject kommt dann ans Ende. Typisch für die erste Form ist: *Locus regit actum*, für die zweite: *Casum sentit dominus*. Von 27 Sprüchwörtern, die, weil Subject, Verbum, Object enthaltend, in Frage kommen, gehören 22 zum ersten Typus, zum zweiten außer dem oben angeführten folgende drei: *Minima non curat praetor*. *Jura novit curia*. *Quem de evictione tenet actio, eundem repellit exceptio*¹⁾. Ein einziges, *nulli res sua servit*, enthält eine Voranstellung des betonten Begriffs ohne weitere Inversion.

Dieselbe Häufigkeit der Wiederholung wie für die Rechtssprüchwörter ist wohl für die einzelnen Gesetze anzunehmen, die in den zwölf Tafeln verzeichnet waren. Sie sind ja sicherlich nicht vom Gesetzgeber erst festgestellt, sondern, längst durch den Gebrauch zur Geltung gelangt, von ihm nur aufgezeichnet worden. Nirgends in den Überresten, die uns erhalten sind, geht das Object dem Nominativ voraus²⁾. *Si pater filium ter venum duuit* ist die typische Wortstellung, die noch starrer als in den Rechtssprüchwörtern sich darstellt, weil das Verbum fast immer, in Haupt- wie in Nebensätzen, am Ende steht. Freilich, bei der Spärlichkeit der Ueberreste sind es nur elf Sätze, in denen diese typische Wortstellung erscheint, denen allerdings kein gegentheiliges Beispiel gegenübersteht.

Um so wichtiger ist für die Kenntniss des Sprachgebrauchs der zwölf Tafeln die Nachahmung derselben, die Cicero in seiner Schrift *de legibus* III, 3 und 4 gegeben hat. Es sind hier 131 Sätze, in denen das Prädicat 126 Mal am Ende, nur fünfmal weiter vorn steht. Die Nachahmung stimmt darin mit dem Original überein, so dass die Endstellung des Verbuns für das alte Latein als typisch gelten kann. Ebenso typisch ist die Voranstellung des Nominativs vor das Object. Wenn man die einzelnen Glieder zusammengezogener Sätze gesondert zählt, gibt es in Cicero's Nachahmung 39 solcher Sätze. Wenn man die zusammengezogenen Sätze nur als je einen gelten lässt, sind

1) Ein bei Dernburg angeführtes Sprüchwort mit völliger Inversion stammt nicht aus dem *Corpus juris*, sondern aus den mittelalterlichen Glossen.

2) Vgl. *Fontes juris Romani antiqui* ed. E. G. Bruns, 5. ed. Freiburg 1887. S. 14—42. In *»rogum ascea ne politico«* (S. 34) ist *»ascea«* Ablativ.

es ihrer immer noch 16, denen nur drei mit umgekehrter Wortfolge entgegenstehen. »*Omnes magistratus auspiciū iudiciūque habentō*¹⁾«, die Wortfolge dieses Satzes ist so allgemein, dass sie beinahe als gesetzmäßig gelten kann. Jedenfalls ist die Sprache des alten römischen Rechts in ihrer Wortfolge sehr weit entfernt von individueller Freiheit.

Aber selbst da, wo es sich nicht um formelhafte, gewissermaßen erstarrte Sprüchwörter oder Rechtssätze handelt, bietet die Volkssprache eine große Regelmäßigkeit der Wortstellung²⁾.

Die persönlichen Pronomina zeigen eine Wortfolge, die, weil ausnahmslos, als Gesetz gelten kann: 1. Der Nominativ der ersten und zweiten Person steht immer vor jedem Casus obliquus derselben Personen. Z. B.: *ego te laudo*, nicht umgekehrt. 2. Wenn zwei Casus obliqui der ersten und zweiten Person zusammenkommen, steht der Accusativ voran. Z. B.: *me tui misereri postulas*³⁾. Und noch eine Reihe ähnlicher Regeln lässt sich aufstellen, die ebenfalls, weil keine Ausnahme zulassend, Gesetze genannt und von den Ausnahmen zulassenden »Normen« ausdrücklich unterschieden werden⁴⁾.

Diese Regelmäßigkeit der Stellung gerade der Pronomina gibt vielleicht eine Erklärung für eine scheinbar zufällige Erscheinung in den romanischen Sprachen. Wenn im Italienischen und im Spanischen sowohl in der modernen wie in der alten Sprache, falls nicht besondere Künstelei beabsichtigt ist, das Pronomen der dritten Person, das vom lateinischen *ille* herkommt, nie dem der ersten vorangeht, sondern immer folgt⁵⁾, so ist das wohl darauf zurückzuführen, dass

1) A. a. O. ed. Vahlen, 2. ed. Berolini, 1883, lib. III, 3, 10.

2) Zuletzt hat darüber gehandelt E. Kellerhoff, *De collocacione verborum Plautina quaestiones selectae*, in Studemund's Studien auf dem Gebiete des archaischen Lateins, 2. Bd., Berlin 1891, S. 49—84. Ich verdanke den Hinweis auf diese Schrift ebenso wie auf die oben genannte von Mohl Hrn. Prof. Fr. Marx.

3) Kellerhoff, a. a. O., S. 51 f.

4) Kellerhoff, a. a. O., S. 50.

5) Vgl. F. Diez, *Grammatik der romanischen Sprachen*, III (5. Aufl.), Bonn 1882, S. 1109 vom Italienischen: »*Li, le, lo, la* stehen den andern (Fürwörtern) gewöhnlich nach, zierlich auch voran.« Vom Spanischen sagt Diez (a. a. O.), dass, wenn mehrere Fürwörter zusammentreffen, der Dativ dem Accusativ vortritt. Da aber die Dative der dritten Person (*le, les*) dann durch *se* ersetzt werden, so folgen die wirklich in Verbindung mit andern gebrauchten Fürwörter der dritten Person diesen andern immer nach.

in der römischen Umgangssprache die Stellung *me illi, mihi illum* viel gebräuchlicher als die umgekehrte war¹⁾.

Aber nicht bloß von dem persönlichen Pronomen gilt diese Regelmäßigkeit. Jedes Pronomens und jedes Nomens Nominativ steht ausnahmslos in der sogenannten *Figura etymologica* vor dem *Casus obliquus*. Z. B.: *hospes hospitem salutat*²⁾. Auch Negationen, Conjunctionen und Partikeln zeigen eine überraschende Regelmäßigkeit ihrer Stellung³⁾. Ferner sind Formeln wie *ita me di ament* ganz fest und unabänderlich geprägte Münzen⁴⁾. Und dies alles, obgleich die hier in Betracht kommenden Schriftsteller Verse schreiben, also gewiss sehr oft in Versuchung gekommen sind, der Prosodie wegen von dem Gebräuchlichen abzuweichen.

Diese Erstarrung der Wortstellung, die wir an der Umgangssprache des Lateinischen bemerken, oder vielmehr diese Tendenz zur Erstarrung lässt es nicht wunderbar erscheinen, dass wir dieselbe Tendenz in allen romanischen Sprachen wirksam finden, bis sie ganz durchdringt. Dante ist noch viel freier als der italienische Dichter von heute und dieser wieder freier als der Prosaiker. Er darf noch den *Accusativ* eines Nomens vor das *Verbum* setzen, was die Prosa stets vermeidet. Ganz ähnlich verhält es sich im Spanischen, während

1) Diese Stellung oder wenigstens die deutliche Tendenz dazu zeigt sich schon bei Terenz. An 53 Stellen steht bei ihm ein Personalpronomen der ersten oder der zweiten Person ohne Präposition mit einem *Casus* von *ille* so zusammen, dass dieses ohne Substantivum und ohne Präposition gesetzt ist, also dem aus ihm entstandenen französischen *pronom conjoint* der dritten Person und den entsprechenden italienischen oder spanischen Wörtern gleichwerthig ist. An 47 Stellen habe ich das persönliche Fürwort vor dem *Casus* von *ille* stehend gefunden, nur an 6 Stellen, Andr. 952 (ed. Umpfenbach), Haut. 159, 495, 703, Phorm. 676, Hec. 580, folgend. Ad. 829 *illos tu* ist nicht zu rechnen, weil *illos* zum Relativsatze, *tu* zum Hauptsatze gehört. *Iste* folgt bei Terenz in derselben Weise wie *ille* 23mal einem persönlichen Fürwort, nur zweimal, Haut. 683, Phorm. 530, steht es ihm voran. Auch hier ist die Regelmäßigkeit auffallend. Wenn man sich auf die *Casus obliqui* der persönlichen Pronomina und von *ille* und *iste* beschränkt, auch diejenigen *Accusative*, die im *Acc. cum Inf.* als *Subjecte* stehen, ausscheidet, kann man ein ausnahmsloses Gesetz der Nachstellung von *ille* und *iste* nach den persönlichen Fürwörtern gewinnen. Nur Hec. 580 stände dagegen, wo jedoch die Ueberlieferung unsicher ist.

2) Kellerhoff, a. a. O., S. 58.

3) Ebenda, S. 60 ff.

4) Ebenda, S. 77 ff.

im Französischen auch in der Poesie eine solche Voranstellung des Accusativs unmöglich, überhaupt die Poesie fast ebenso gebunden wie die Prosa ist.

Die größere Freiheit des Angelsächsischen, von der weiter unten die Rede sein wird, ist nicht mehr vorhanden. Der romanische Einschlag, der mit dem Normannischen ins Angelsächsische kam, hat hier das Flüssige erstarren lassen, so dass das heutige Englisch in Poesie und Prosa der Festigkeit der französischen Wortstellung nicht viel nachgibt¹⁾.

Interessant ist es nun mit denjenigen modernen Sprachen, die den Einfluss des Lateinischen erfahren haben, diejenigen zu vergleichen, die nur von der Sprache der freiesten Wortstellung, dem Griechischen berührt worden sind, nämlich die slavischen Sprachen. Was zunächst das Russische betrifft²⁾, so ist im Altrussischen Anfangs- und Endstellung des Verbuns herrschend, die erste in der Erzählung, die zweite in der Schilderung, die Mittelstellung, zwischen Subject und Object, tritt nur da ein, wo das Subject besonders betont ist. In der heutigen Volkssprache hingegen »nimmt die Mittelstellung den breitesten Raum ein, ohne dass sich für ihr Auftreten jedesmal Gründe finden ließen; ja sie verdrängt die Anfangsstellung sogar aus ihrem eigensten Gebiete, den Sätzen mit einleitender Bestimmung. Und das ist im ganzen auch der Standpunkt der Schriftsprache, nur dass die Mittelstellung noch stärker überwiegt«³⁾. Berneker ist nicht geneigt, dies auf das Beispiel fremder Sprachen, der deutschen oder der französischen zurückzuführen, da auch die von diesem Beispiel unberührte Volkssprache in eigener klarer Entwicklung zu dieser Wortfolge gelangt ist. In der polnischen Volks-

1) Vgl. E. Mätzner, Englische Grammatik, III, 2, 3. Aufl., Berlin 1885, S. 586: »Die englische Sprache, obwohl ärmer an Biegungsformen als die romanischen, hat Vorzüge vor diesen in der Anordnung der Wörter und Satzglieder bewahrt, welche sie im wesentlichen dem Angelsächsischen verdankt . . . Die volle Freiheit des Angelsächsischen ist ihr natürlich selbst in der Poesie versagt; aber Nachklänge germanischer Wortanreihungen hat sie dauernd bewahrt und am meisten in der Poesie verworther, wie in Mundarten und in der Volkssprache mehrfach abgespiegelt.« Diese Darstellung ist wohl für die Freiheit des heutigen Englischen noch zu günstig.

2) Ich folge hier der Schrift von E. Berneker, Die Wortfolge in den slavischen Sprachen. Berlin 1900. S. 29 f.

3) Berneker, a. a. O., S. 30.

sprache sind alle drei Stellungsarten des Verbums ziemlich gleich häufig vertreten¹⁾. In der polnischen Schriftsprache aber ist die Mittelstellung des Verbums vorherrschend²⁾. Also auch hier, im Russischen, trotz einstiger Einwirkung des Griechischen, und im Polnischen, finden wir eine Einengung der ursprünglichen Freiheit.

Noch augenfälliger aber ist diese Einengung in den reingermanischen Sprachen, soweit ihre Prosa in Betracht kommt. W. Braune³⁾ charakterisirt den Entwicklungsgang ihrer Wortstellung folgendermaßen:

Die urgermanische Wortstellung war eine freie, d. h. das Verbum konnte sowohl im Hauptsatze als im Nebensatze ganz beliebig am Anfange, in der Mitte oder am Schlusse stehen. Ulfilas hält sich in seiner Übersetzung einfach an seinen griechischen Text, weil eben im Gothischen dieselbe Freiheit wie im Griechischen herrschte. Im weiteren Verlaufe der Sprachgeschichte hat eine Beschränkung derselben stattgefunden. Es trat eine Bevorzugung der Anfangsstellung des Verbums in Haupt- und Nebensätzen ein, die Schlusstellungen schwanden. Und so verhält es sich noch in den neunordischen Sprachen.

Im Alt-Angelsächsischen zeigt sich eine Tendenz zur Differenzierung zwischen Haupt- und Nebensätzen, zur Schlusstellung in den letzten, zur Anfangsstellung in den ersten. Doch griff diese Tendenz nicht durch. Im späteren Englisch sind Nebensatz und Hauptsatz in Bezug auf die Stellung des Verbums gleich, da beide es an zweiter Stelle haben.

Nur auf dem deutschen Boden ist diese Tendenz zur Differenzierung zweier Satzarten durchgedrungen. Schon im Althochdeutschen ist die Schlusstellung des Verbums für den Nebensatz die »weitaus herrschende Regel«, im Neuhochdeutschen ist sie ein unverbrüchliches Gesetz.

In Bezug auf das Gothische kommt G. H. Mc Knight⁴⁾ zu demselben Ergebniss wie Braune. Für die übrigen altgermanischen

1) Ebenda, S. 50.

2) Ebenda, S. 52.

3) Forschungen zur deutschen Philologie (Festgabe für Rudolf Hildebrand). Leipzig 1894. S. 50 f.

4) Primitive Teutonic Order of Words, in: Journal of Germanic Philology, vol. I (1897), S. 159 f.

Dialekte nimmt er eine allerdings auch im Gothischen schon leise beginnende Neigung an, in allen affirmativen Sätzen, gleichviel ob Haupt- oder Nebensätzen, das Verbum ans Ende zu setzen¹⁾. Aus welchen Ursachen diese Tendenz im Deutschen sich auf die Nebensätze beschränkt, in diesen aber auch auf die negativen sich ausgedehnt hat, lässt er unerörtert. Für uns ist wesentlich, dass Mc Knight die völlige Freiheit der Verbumbstellung im Gothischen zugibt. Auch H. Wunderlich, der zuletzt über die Frage der deutschen Wortstellung gehandelt hat²⁾, gibt zu, »dass die älteste Wortstellung im Deutschen frei gewesen ist, wie in andern indogermanischen Sprachen, und sich die ursprüngliche Mannigfaltigkeit, die auch im Hauptsatze die Schlussstellung (des Verbums) ermöglichte, erst im Laufe der Entwicklung einengte.« Als feste Stellungen, die allmählich die ursprüngliche Freiheit eingeengt haben, nennt Wunderlich³⁾ außer der Endstellung des Verbums im Nebensatze die des Imperativs, des Jussivs, des Optativs, die immer am Anfange des Satzes stehen, die Frageform, die das betonte Wort an den Anfang setzt, und die Anfangsstellung des Verbums in dem Hauptsatze, der einem Nebensatze folgt.

Für die Wortstellung des Nebensatzes macht Wunderlich⁴⁾ als Erklärungsgrund mit Recht geltend, dass der Hauptsatz sich in einzelnen Momenten vor dem Hörer aufbaut, der Nebensatz aber abgeschlossene Vorstellungen dazwischen schiebt, mit denen der Hauptsatz als mit einer Einheit operirt. Daraus ergebe sich, dass das Verbum des Nebensatzes der Träger des Einheitsgedankens werde und darum nach einem auch sonst geltenden deutschen Gesetze die Reihe schließen müsse. So trete bei Zusammensetzungen das bestimmende Wort ebenfalls voran, das bestimmte, der Träger der Bestimmung, ans Ende, das Substantiv stehe nach dem bestimmenden Adjectiv, der Infinitiv oder das Participium in der periphrastischen Conjugation nach dem bestimmenden Hilfszeitworte.

Desgleichen gibt Wunderlich⁵⁾ für die Stellung des Imperativs, des Jussivs und für die Frageform den einleuchtenden psychologischen Grund an, dass »hier jedenfalls derjenige Satztheil an die Spitze tritt,

1) A. a. O., S. 219.

2) Der deutsche Satzbau, I, 2. Aufl., Stuttgart 1901, S. 403.

3) A. a. O., S. 413 ff.

4) A. a. O., S. 404.

5) A. a. O., S. 414.

dessen Inhalt im Vordergrunde des Bewusstseins steht.« Warum aber, wenn das Subject den Satz nicht eröffnet, die Inversion bald stattfindet, bald, wie nach den Bindepertikeln: »und, aber, auch, oder« unterbleibt, davon weiß Wunderlich keine Rechenschaft zu geben. Ebenso wenig von der Anfangsstellung des Verbums im Nachsatze. Denn das »Gefühl für Parallelismus«, das er anführt¹⁾, könnte sich doch nur auf den voraufgehenden Nebensatz beziehen, müsste also das Verbum nicht an den Anfang, sondern ans Ende rücken. Und schließlich muss Wunderlich zugeben, dass die Fälle, in denen das Verbum aus psychologischem Grunde, weil im Vordergrunde des Bewusstseins stehend, vorangestellt wurde, auf die andern, wo dies nicht der Fall war, schablonisierend gewirkt haben.

Aber die Schablonisirung waltet nicht bloß in der Wortstellung des Nachsatzes. Auch in den häufiger gebrauchten Formeln der Umgangssprache macht sie sich geltend. Während einige derselben noch nicht erstarrt sind, so dass man z. B. ohne erheblichen Unterschied der Schattirung sagen kann, »wünsche viel Vergnügen« und »viel Vergnügen wünsch' ich«, sind andere schon viel fester geworden. »Ich bitte um Verzeihung« ist die gewöhnliche Einleitung zu einem diesem Anfange entsprechenden Satze. Wenn eine Umstellung eintritt: »Um Verzeihung bitte ich«, so gibt sie der Rede schon eine gewisse Feierlichkeit, weil wir sie als ungewohnt fühlen. Ebenso wie bei dieser letzten verhält es sich bei anderen conventionellen Formeln: »Ich habe die Ehre, ich habe das Vergnügen, ich bin sehr erfreut, ich bitte mich zu Hause zu empfehlen« u. a. Ganz fest sind vollends ähnlich wie im Lateinischen *ita me di ament* u. a. auch die deutschen Schwurformeln geworden: Gott straf mich, Gott verdamme mich, so wahr mir Gott helfe, weiß Gott, da sei Gott vor, und überhaupt alle religiösen Formeln: Gott sei Dank (»Dank sei Gott« wäre ganz ungewohnt und feierlich), Gott sei Lob und Dank, Gott sei's geklagt, grüß Gott u. a. »Gott sei bei uns« ist sogar zu einem Nomen erstarrt.

Freilich mit dem Begriffe der fortschreitenden Schablonisirung ist noch nichts erklärt. Es ist nur die Thatsache constatirt.

Warum, um eine von den mannigfachen Schablonisirungen herauszugreifen, die im Althochdeutschen noch nicht allgemeine End-

1) A. a. O., S. 418.

stellung des Verbuns im Nebensatze sich streng durchsetzt, warum die Inversion in dem auf einen Nebensatz folgenden Hauptsatze, im Mittelhochdeutschen noch keineswegs feststehend, allmählich für die Prosa zum unverbrüchlichen Gesetze wird, das kann nur aus stetig wirkenden Kräften und Processen des Seelenlebens erklärt werden.

Mit Recht hat Wundt öfter in seiner »Völkerpsychologie« alle bewusste Teleologie, auch alle besonderen für die Sprache angenommenen Triebe, den Trieb zur Bequemlichkeit, den Trieb zur Erhaltung bedeutsamer Unterschiede, den Trieb zur Gleichförmigkeit, die »Rudimente der alten Erfindungstheorie vom Ursprunge der Sprache« als unwirklich abgelehnt¹⁾. Es bleiben vielmehr auch für die Erscheinungen der Wortstellung nur die Prozesse der Association und der Apperception als Ursachen aller Veränderungen übrig.

Hier liegt noch eine ganze Reihe von Problemen für die Philologen der Einzelsprachen, wie für die vergleichenden Sprachforscher. Da solche Prozesse wie Erstarrung der Wortstellung nicht plötzliche Ereignisse, sondern langsam sich durchsetzende Veränderungen sind, so ist es gewiss öfter möglich, ihre verschiedenen Etappen nachzuweisen und so auch den zu Grunde liegenden inneren psychologischen Vorgang bloßzulegen. An dieser Stelle will ich nur eine Erscheinung, für die, wie oben erwähnt, Wunderlich keinen Grund weiß, die Voranstellung des Verbuns im Nachsatze auf einem wenigstens möglichen Wege aufzuklären suchen.

Die Association, der erste der oben genannten Grundprocesse, ist für die Bildung und das Leben der Sprache von einer anscheinend allmächtigen Bedeutung. Wie unendlich viele Neubildungen der Sprache beruhen auf ihr! Es ist kein Wunder, dass D. Hume sie das universale Gesetz des Geisteslebens nannte, das so allgemein herrsche wie das der Gravitation in der Natur.

Dennoch ist sie nicht Alleinherrscherin. Gerade die Wortstellung zeigt eine sehr deutliche Wirkung der Apperception, nämlich die Voranstellung des betonten, weil appercipirten, d. h. in den Blickpunkt des Bewusstseins gerückten Begriffes.

Durch solche Apperception ist wohl zuerst eine Einengung der völligen Freiheit der Wortstellung erfolgt. Infolge der Rangordnung, die die Begriffe im Bewusstsein haben, entsteht im bestimmten Falle

1) Völkerpsychologie I, 1, S. 352 f., I, 2, S. 588.

eine bestimmte Wortfolge. Die allgemeine Voranstellung des Verbums, wie sie im Deutschen nach einer adverbialen Bestimmung geschieht, mag zuerst in solchen Sätzen stattgefunden haben, die zu einer Reihe von Sätzen desselben Subjects gehören. Solche Reihen sind in der naiven Sprache wohl häufiger, als die mit wechselndem Subjecte, schon weil die Ich-Erzählungen, in denen eine ganze Geschichte hindurch das Subject dasselbe bleiben kann, dem naiven Menschen sehr natürlich und darum sehr häufig sind. Innerhalb einer solchen Geschichte bleibt das Subject das alte, es wird darum nicht weiter betont. Neu sind nur die innerhalb der gleichbleibenden Gesamtlage sich ändernden Einzelumstände. Diese werden darum betont und deshalb im Deutschen als adverbiale Bestimmung immer vorangestellt. Neu ist auch jede Einzelphase der Thätigkeit des Subjects, also das Prädicat, das darum sofort nach der adverbialen Bestimmung ausgesprochen wird. Dasselbe logische Verhältniss aber, wie zwischen der adverbialen Bestimmung und dem Reste des Satzes, besteht zwischen dem voraufgehenden Nebensatze und dem folgenden Hauptsatze. Darum ist es bei gleichbleibendem Subjecte durchaus natürlich, dass auch hier, im Nachsatze, das Verbum voran, das bereits bekannte Subject nach ihm gesetzt wird. Das Vorbild solcher Sätze hat aber weiter auf die Fälle gewirkt, in denen das Subject wechselte, und auch diese der Regel der Voranstellung des Verbums unterworfen. Um ein Beispiel zu geben: Durch die Gesetze der Apperception begründet ist etwa folgende Satz- und Wortfügung: »Der König traf auf den Feind. Als dessen Stellung erkannt war, erstürmte er dieselbe.« Das Erstürmen ist hier bei gleichbleibendem Subject das einzige Neue, darum betont und vorangestellt. Wenn aber bei wechselndem Subject dieselbe Wortfügung eintritt, wenn es heißt: »Der Feind wurde getroffen. Als seine Stellung erkannt war, erstürmte der König dieselbe«, so ist dies eine Folge der Analogie des ersten Satzgefüges, das auf das zweite inducirend gewirkt hat.

Und eine solche Induction geschieht durchaus auf dem Wege der Association. Es liegt hier, um einen Ausdruck Wundt's zu gebrauchen, eine »associative Fernwirkung«¹⁾ vor, wie sie so häufig auch den Lautwandel in den Sprachen bestimmt und nicht minder

1) Völkerpsychologie I, 1, S. 457 ff.

bedeutsam für den Bedeutungswandel ist. Indessen fast alle sonstigen Fälle associativer Fernwirkung liegen einfacher, als der Fall der Uebertragung der Wortfolge. Bei der »falschen Analogie« handelt es sich, wie Wundt seine Theorie der Association der Vorstellungselemente damit erhärtend nachweist¹⁾, um Association gewisser Theile eines Wortes mit ähnlich lautenden eines andern und um daraus erfolgende Angleichung des ersten an das letzte. Auch in dem großen Gebiete des Bedeutungswandels, z. B. bei der Metapher, handelt es sich, soweit die Association mitwirkt, um zwei Vorstellungen oder Vorstellungscoplexe, die durch Aehnlichkeit oder Complication mit einander verbunden sind. Hier aber, bei den zwei Sätzen, die beide mit adverbialer Bestimmung beginnen, der eine das bisherige Subject behaltend, der andre ein neues einführend, und ebenso bei den zwei Nachsätzen, deren einer durch seine Wortfolge auf den andern wirkt, ist keine weitere Aehnlichkeit vorhanden, als die Gleichheit des logischen Verhältnisses eines jeden der beiden Sätze zum Vorhergehenden. Wenn nun die Sprache nach logischer Consequenz sich aufbaute, so wäre ja der oben angenommene Uebergang der Wortstellung von Hauptsätzen gleichen Subjectes auf Hauptsätze wechselnden Subjectes ohne weiteres erklärt.

Aber die Sprache verfährt nicht nach formaler Logik. Sonst müsste im Deutschen die Inversion nach allen Bindewörtern stattfinden, nicht nach »und, aber, auch, oder« unterbleiben. Eine logische Sprache würde auch nicht sagen, wie es im Deutschen heißt: »Ehe du nicht gesund wirst, bin ich nicht ruhig«, sondern würde die erste Negation weglassen. Offenbar ist die unlogische Verneinung entstanden durch associirenden Einfluss einer andern Anschauung desselben Sachverhältnisses, die vollkommen logisch gefasst wird: »So lange du nicht gesund bist, bin ich nicht ruhig«. Es muss also auch zwischen den beiden oben unterschiedenen Nachsätzen nicht eine logische Consequenz, sondern ein associirendes Moment die Verbindung hergestellt haben. Welcher Art aber ist dieses, da eine Aehnlichkeit ihrer concreten Elemente nicht vorhanden ist?

Am nächsten scheinen diesem Falle der Einwirkung der Wortstellung des einen Nebensatzes auf einen andern Prozesse zu kommen,

1) A. a. O., S. 460 ff.

wie der, aus dem die Zahlwörter entstehen. Hier sind es auch nicht die concreten Elemente, die die Association bewirken. Bei den Naturvölkern sind es ja bekanntlich collectiv auftretende Gegenstände, die zu Vertretern des Zahlbegriffs werden. »Zehen des Straußes« bedeutet 4, »Finger der Hand« oder »Hand« 5, »Finger zweier Hände« oder »zwei Hände« 10, der »ganze Mensch« (womit die Finger und die Zehen zusammengenommen gemeint sind) 20¹⁾. Und noch in den classischen Sprachen deutet die Etymologie auf eine ebenso concrete Urbedeutung der Zahlwörter. Das griechische δέξα ist verwandt mit δάκτυλος, δείκνυμι, decem ebenfalls mit digitus, das deutsche »zehn« mit »zeihen« und »zeigen«. Welche Aehnlichkeit oder Gleichheit ist es nun, die den Wilden veranlasst, bei dem Anblick von 10 Büffeln an die 10 Finger seiner Hand zu denken und zu sagen: »2 Hände Büffel«. Man könnte geneigt sein eine besondere, neue Art von Association anzunehmen, etwa eine »abstrahirende Association«, kraft deren eine abstracte Beziehung, in diesem Falle die Zahl der Wiederholungen, als gleich erkannt sei und die Verbindung hergestellt habe. So sehr dies im allgemeinen bei einem hoch entwickelten Intellecte möglich ist, bei dem eine solche abstrahirende Association sicherlich wirkt, so wenig darf man für das primitive Denken und für das in der Sprachbildung wirksame Denken, die beide nicht nach logischen Motiven arbeiten, eine solche logische Association annehmen. Vielmehr scheint es mir nothwendig, einen andern Weg zum Verständniss beider Fälle zu bahnen, des einen, in dem scheinbar der abstracte Zahlbegriff, des andern, in dem das logische Verhältniss des Nachsatzes zum Vordersatze associirend wirkt.

Was den Wilden veranlasst, etwa die Straußzehen mit 4 Büffeln in Verbindung zu bringen, ist wohl weniger ein Vorstellungselement, als vielmehr eine Aehnlichkeit des begleitenden Gefühles, die Wundt »Analogie der Empfindung« genannt hat. Jede Wiederholung, wie der Anblick von 4 Büffeln, erzeugt ein unwillkürliches Aufmerken auf die Thatsache der Wiederholung, die gegenüber dem sonst allgemeinen Wechsel der Erscheinungen eine Ueberraschung ist. Dies Aufmerken aber ist eine Anstrengung, mit dem Gefühle der Thätig-

1) Vgl. Wundt, Völkerpsychologie I, 2, S. 25 ff. Auch E. B. Tylor, Einleitung in das Studium der Anthropologie und Civilisation, deutsche Uebersetzg., Braunschweig 1883, S. 372 f.

keit verbunden. Und zwar ist das begleitende Gefühl verschieden, je nachdem das Aufmerken ein-, zwei-, drei- oder viermal geschieht. Wenn nun 4 Büffel erblickt werden, so wiederholt sich das Gefühl, das beim Anblick der immer verbundenen vier Straußenzehen oft aufgetreten ist, und bewirkt die Reproduction dieser schon sehr eingeübten Vorstellung.

Aehnlich geht es zu bei der Uebertragung der Wortstellung von Satzreihen gleichen Subjects auf solche, deren Subjecte ungleich sind. In den ersten wird das Verbum im Nachsatze vorangestellt, weil es zweifellos der wesentliche, weil neue Bestandtheil des Nachsatzes ist. Man hat nach dieser Voranstellung das Gefühl, das Nothwendige jedenfalls gesagt zu haben, selbst wenn die Rede plötzlich abbräche, ein Gefühl der Lösung gegenüber der Spannung, die im Vorsatze des Aussprechens eines complexen Gedankens liegt. Dieses Gefühl tritt nach Voranstellung des Verbums dann auch in solchen Sätzen ein, wo das Verbum nicht so zweifellos das einzige Neue und darum Wichtigste ist. Das Gleiche in beiden Satzgefügen ist das Gefühl der Abgeschlossenheit des Nebensatzes und das Streben, vom Hauptsatze nun das Neue, Wichtigste voranzunehmen. Diese beiden Gefühlsmomente bewirken die Reproduction eines seiner ganzen Natur nach häufigeren, besser eingeübten Satzgefüges mit gleichem Subjecte im voraufgehenden Satze und vorangestelltem Verbum im Nachsatze des folgenden Gefüges und bewirken durch ihre Gleichheit in beiden Fällen, dass der zweite Fall, das Satzgefüge mit einem gegen das vorausgehende neuen Subjecte, dem ersten so ähnlich wie möglich, also das Verbum auch vorangestellt werde.

Die Association infolge analoger Gefühle ist von Wundt sehr oft zur Erklärung der Erscheinungen herangezogen worden, öfter — und, wie mir scheint, immer mit Recht, — als von den früheren Psychologen. Schon die mimischen Bewegungen sind ursprünglich durch Sinnesreize hervorgerufene Triebbewegungen, werden aber später allem möglichen seelisch Bitteren oder Süßen zugesellt, und zwar »infolge jener Association analoger Gefühle, die ihrerseits nur als ein Specialfall des durch zahlreiche Erfahrungen bestätigten allgemeinen Associationsprincips angesehen werden muss«¹⁾. Für die

1) Völkerpsychologie I, 1, S. 112.

Lautsprache aber, auch eine Gebärde, wie die mimischen Bewegungen, ist nach Wundt von grundlegender Bedeutung die »Lautmetapher«. Sie ist die Verbindung des Gefühlstones einer Vorstellung mit dem Gefühlstone eines Lautes, und bewirkt neben andern Factoren die Entstehung der Bedeutung des Lautes, spielt also eine sehr wichtige Rolle schon für den Ursprung der ersten Beziehungen der Laute zur objectiven Welt. Besonders sicher glaubt Wundt da eine Lautmetapher annehmen zu dürfen, wo eine correlative Veränderung des Lautes sowohl als der ihm entsprechenden Bedeutung stattfindet¹⁾. So beruht auf Lautmetapher der Wechsel des Consonanten sowohl in den persönlichen Fürwörtern des Sanskrit (ma, ta, sa, = ich, du, er) als in den gleichbedeutenden und gleichklingenden Wörtern der Lappen (mon, ton, son). Auf Lautmetapher beruhen auch die parallel gehenden Variationen des Verbalstammes sowohl als der Bedeutung, die in den hebräischen und in den arabischen, überhaupt in den semitischen »Conjugationsformen« erscheinen. Erhöhung oder Vertiefung des Vocaltons und Verstärkung des Anlauts durch Präfixe drücken hier erregende oder herabstimmende Gefühlswirkung aus, die den das Activum oder Passivum oder Reflexivum oder Causativum begleitenden Gefühlen analog ist. Das subjective Gefühl allein ist auch das Mittelglied, durch das eine Verdoppelung von Silben oder Lauten, also ein extensives Wachsthum des Wortes zur Bezeichnung größerer Intensität, also eines intensiven Wachsthums der bezeichneten Vorstellung gebraucht werden kann²⁾.

Sehr bedeutungsvoll sind ferner die Associationen auf Grund übereinstimmender Gefühle beim Bedeutungswandel³⁾. So, wenn »elend« aus der ursprünglichen Bedeutung »außer Landes« in die weitere »unglücklich« übergeht.

Und eine Wirkung des Gefühlstones ist es meines Erachtens auch, wenn eine in einem bestimmten Falle psychologisch begründete nothwendige Wortstellung sich auf einen andern Fall überträgt, in dem sie bloß wegen allgemeiner Aehnlichkeit der logischen Verhältnisse möglich, aber nicht nothwendig ist. Jedenfalls ist es wohl ganz falsch, hier eine bewusste logische Consequenz, ein bewusstes Streben

1) Völkerpsychologie I, 1, S. 333, 338.

2) Ebenda, I, 1, S. 588 f., 596.

3) Ebenda, I, 2, S. 530.

nach Einheitlichkeit der Wortstellung anzunehmen. Diese Einheitlichkeit der Erscheinungen ist vielmehr, wie Wundt oft hervorhebt¹⁾, nicht das vorschwebende Motiv, sondern das unbeabsichtigte Ergebniss der sprachlichen Veränderungen. Und einmal, wo die logische Verbindung scheinbar mit Händen greifbar ist, macht Wundt doch keinen Gebrauch davon, um die vorliegende Association zu erklären. Es ist dies die Vertauschung von Begriffen gleicher Gattung wie »gehen« und »fahren«, die in dem pathologischen Zustande der Paraphasie vorkommt. Hier glaubt Wundt nicht, dass es der logische Zusammenhang, die früher eingeübte Subsumtion unter den Gattungsbegriff der »Fortbewegung« ist, was die Association und dadurch die Verwechslung bewirkt, sondern dass es die »übereinstimmenden Begriffsgefühle« sind, »durch die Wörter gleicher Gattung verbunden sind, und die ihrerseits mit gewissen übereinstimmenden Begriffselementen zusammenhängen. So kann man sich z. B. die Verwechslung zwischen »gehen« und »fahren« durch ein an das identische Element der Fortbewegung gebundenes Gefühl vermittelt denken²⁾.«

Freilich, der Weg, auf dem ich die Anfangsstellung des Verbuns des Nachsatzes allgemein geworden denke, ist nur eine Möglichkeit, eine Möglichkeit allerdings, eine Hypothese, die ich der Wirklichkeit für entsprechend halte. Vielleicht kann ein Germanist aus den Denkmälern den Nachweis führen, dass in der That zuerst die Anfangsstellung des Verbuns im Nachsatze nur da auftritt, wo das im vorstehenden Hauptsatze herrschende Subject als solches beibehalten wird, erst später diese Anfangsstellung auf alle Nachsätze ausgedehnt erscheint.

Ich führe ferner die mannigfachen Wirkungen, die der Gefühlston für Constituirung und Geschichte der Sprache hat, hier an, um darauf hinzuweisen, dass auch er zu der Uniformirung der Sprache beiträgt. An und für sich sollte man, da er eben rein subjectiv ist, meinen, dass er, zur Individualisirung drängend, den in den objectiven Verhältnissen liegenden Antrieben zur Objectivirung und der damit gegebenen Gleichmachung der Rede der Menschen entgegenwirke. So hebt ja auch Wundt³⁾ hervor, dass wenigstens bei der Production (nicht bloßen Reproduction) eines Satzes, »die aus den dem individuellen Bewusstsein eigenthümlich zukommenden Bedingungen heraus entstand,

1) Völkerpsychologie I, 2, S. 364 ff.

2) Ebenda, I, 1, S. 514.

3) Ebenda, I, 2, S. 239.

wir die der wirklichen Satzbildung zukommenden subjectiven Merkmale erwarten dürfen«. Aber »subjectiv« ist doch eben nicht gleichbedeutend mit »individuell«. Auch das Subjective hängt ab von dem allen Individuen gemeinsam gegenüberstehenden, von ihnen unabhängigen Objectiven. Die Gefühle werden durch das Objective zwar nicht erzeugt, aber bedingt. Und wie das Objective sich in allen ähnlich spiegelt und vor allen Dingen bei wiederholter Auffassung sich ähnlich spiegelt, so können auch die Gefühle aller ähnlich sein und innerhalb desselben Subjects bei gleichen Anlässen die gleichen bleiben. So kommt es, dass gerade die »Analogie der Gefühle«, obgleich ein rein subjectives Verhältniss, doch nicht minder als die objectiven die Sprache erzeugenden und regelnden Factoren, zur Herstellung ihrer Gleichförmigkeit beiträgt.

Die Gleichförmigkeit der Wortstellung wird außerdem noch sehr lebhaft begünstigt durch ein starkes Bedürfniss, das nicht hypothetisch ist, wie der Bequemlichkeitstrieb oder der Trieb zur Erhaltung bedeutsamer Unterschiede, sondern bei unzähligen Anlässen gerade dem Menschen der Gegenwart sich sehr deutlich und fühlbar geltend macht, das darum von Wundt¹⁾ mit Recht zur letzten Erklärung mancher sprachlichen Erscheinung herangezogen worden ist, nämlich durch das Verlangen nach Beschleunigung der Rede wie des Denkens, das im Fortschritte der Cultur immer mächtiger wird, weil in gleicher Zeit immer mehr Gedanken dem Bewusstsein zuströmen und zum Ausdruck drängen. Diese Beschleunigung begünstigt und erhält das, was eingeübt, mechanisirt ist und darum am schnellsten abläuft. Der Mechanisirung des Ausdrucks wiederum werden diejenigen Gedanken am meisten zugänglich sein, die am häufigsten wiederkehren, also diejenigen, die Sprüchwörtern, Rechtsgrundsätzen, Formeln des geselligen und des religiösen Lebens zu Grunde liegen, wie wir thatsächlich im Lateinischen und im Deutschen gesehen haben. Im Allgemeinen wird überhaupt die an bekannte, sich oft wiederholende Situationen anknüpfende und darum wenig originale Gedanken enthaltende Umgangssprache in Bezug auf die Wortstellung von der Kunstprosa, wie diese wiederum von der Poesie scharf zu unterscheiden sein.

1) Völkerpsychologie I, 1, S. 404, 418.

So ist es denn kein Wunder, dass wir überall eine fortschreitende Einengung der ursprünglichen Freiheit der Wortfolge feststellen mussten, dass wir sogar im Lateinischen, wenigstens in der Volks- und Umgangssprache, fest gewordene starre Regeln und Wortcomplexe fanden, die jede Freiheit ausschließen. Und wenn einst die griechischen Sprichwörter, die griechischen Rechtsformeln und die jedenfalls auch vorhandene, wenn auch bisher noch zu wenig aufgedeckte griechische Volkssprache, womit ich nicht die griechische Vulgärsprache der verschiedenen Provinzen des Hellenismus, sondern die von Attikern selbst gesprochene Volkssprache meine, nach dieser Seite genauer durchforscht sind, so wird sich höchst wahrscheinlich auch da ergeben, dass die schrankenlose Freiheit nicht oder nicht mehr vorhanden ist.

Um so bedeutsamer ist es, wenn inmitten der immer weiter um sich greifenden Schablonisirung der Wortstellung, die, wie wir gesehen haben, schon im Lateinischen beginnt und in den europäischen Sprachen allmächtig wird, die deutsche und — fast in gleichem Grade — alle rein germanischen Sprachen noch eine weitgehende Freiheit bewahrt haben¹⁾. Diese Freiheit ist der Energie des Ausdruckes und der Verwendung der Sprache in vielen Beziehungen sehr förderlich. Zunächst ist die Hervorhebung des im Bewusstsein bevorzugten Wortes auf die einfachste Weise, ohne Hilfsconstruction, möglich. Der Franzose muss sagen: *c'est lui que j'ai vu*, also zwei Sätze machen, der Deutsche sagt einfach: *Ihn hab' ich gesehen*. Die sehr eindrucksvollen Redefiguren der Anaphora und Epiphora sind in einer Sprache von freier Wortstellung viel öfter und leichter anwendbar, als wenn die Wörter an bestimmte Stellen des Satzes ein für allemal gebunden sind. In den Sprachen der ersten Art gelingen ferner alle Uebersetzungen besser, zumal aus solchen, die eine eigenthümliche, in der Uebersetzung nachzuahmende Wortstellung haben. So kann das Griechische den hebräischen Stil gut nachahmen, indem es die hebräische Wortstellung nachahmt. Das Johannes-Evangelium stellt im Kap. 18, 12—27 vierzehn Mal das

1) Vgl. F. N. Finck, *Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung*. Marburg 1899. S. 64: »Dass die auf germanischem Gebiete erkennbaren Verschiedenheiten in der Wortstellung äußerst geringfügige sind, lässt sich allerdings nicht leugnen.«

Prädicat voran¹⁾ und kennzeichnet dadurch seinen Stil als hebraisirend. Das Deutsche kann dies ebenfalls thun und so, wo es darauf ankommt, das hebräische Gepräge der Rede nachahmen. Zumal für die Uebersetzung von Gedichten ist das Deutsche geeigneter als jede andere Sprache, da in der Poesie seine Wortstellung noch freier ist als in der Prosa.

Man wird geneigt sein, auch für diese Ausnahmeerscheinung, die freiere Wortstellung der rein germanischen Sprachen, einen Grund zu suchen. Mit Recht ist Wundt den »traditionellen Annahmen über Rasseneigenschaften« abhold²⁾. Denn sie erklären nichts, sondern constatiren nur. Rasseneigenschaften sind nur ein Collectivbegriff, der jedenfalls nicht anders als durch den Nachweis des Vorherrschens gewisser psychologischer Processe oder Tendenzen Inhalt empfangen kann, wenn er nicht ein leeres Wort, ein Verzicht auf weitere psychologische Erklärung, eine Zuflucht der *ignava ratio* werden soll. Wo aber ein solcher Nachweis aus der Sprache geführt ist und die gefundenen Tendenzen mit den auf andern Lebensgebieten als herrschend aufgezeigten identisch und im Laufe der Geschichte stabil geblieben sind, da möchte es doch richtig sein, geistige Rasseneigenschaften anzunehmen, so wie man physische Rassenmerkmale annimmt, die sich in der geschichtlichen Zeit nicht geändert haben. Freilich sind selbst die Rassencharaktere gewiss nicht schlechthin letzte Thatsachen, nicht unabänderlich feste Größen, sondern auch ihrerseits durch bestimmte Processe verursacht, die jedoch so weit zurückliegen, dass sie für den gegenwärtigen Stand des Wissens nicht zu ergründen sind, die sich auch über so große Zeiträume erstreckt haben, dass geschichtliche Zeitmaße ihr fest gewordenes Ergebniss nur sehr wenig abändern können, dieses daher, eben die Rassendifferenz, als relativ beständig zu betrachten ist.

In diesem Sinne also, nicht als an einem Fetisch, der alle Schwierigkeiten auf leichte Weise erklären soll, sondern als an Merkmalen der geistigen Disposition, die sich auch sonst offenbaren, möchte ich an den Rasseneigenschaften und an ihrer Erkennbarkeit durch die Sprache, von der ich anderswo gesprochen habe³⁾, festhalten.

1) Vgl. Jülicher, Einleitung in das Neue Testament. Freiburg i. B. u. Leipzig 1894. S. 243.

2) Völkerpsychologie I, 2, S. 366.

3) Vgl. meine Philosophie d. Geschichte als Sociologie, I. Leipzig 1897. S. 250.

Ich glaube, Herder hat Recht, wenn er sagt¹⁾: »Eine philosophische Vergleichung der Sprachen wäre der schönste Versuch über die Geschichte und mannigfaltige Charakteristik des menschlichen Verstandes und Herzens.« Eine allgemeine Physiognomik der Völker aus ihren Sprachen, wie sie Bacon, Leibniz, Sulzer und andere gewünscht haben und die auch Herder wünscht²⁾, scheint mir möglich. Freilich aber darf man nicht aus einer Einzelheit, die irgend welchen Zufälligkeiten des psychologischen Mechanismus ihr Dasein verdankt, große specifische Geistesanlagen folgern, wie F. N. Finck³⁾ gethan hat, indem er aus der Voranstellung des attributiven Adjectivs auf ein bedächtiges Wesen schließt und die Voranstellung des Verbuns vor das Subject, »ein dem ruhigen Urtheilen widerstrebendes Herausplatzen«, nur bei solchen Völkern erklärbar finden will, »die ihrem Handeln nicht allzuviel Erwägung vorausgehen lassen«, »für die ein Vorwalten der Gefühle anzunehmen ist«. Ich habe mich oben bemüht nachzuweisen, wie man diese Voranstellung auf die auch bei einem sehr erwägenden Menschen wirksamen Gesetze der Apperception und der Association zurückführen kann.

Nur dasjenige, was sich in wichtigen, weithin wirkenden Principien des Sprachlebens offenbart, was sich zugleich auf andern Lebensgebieten wiederholt, das scheint mir klar genug hervortreten, um es, falls wirklich einer Rasse oder einem Volke eigenthümlich, als Ausfluss bestimmter geschichtlich beharrender Rassen- oder Volkseigenschaften zu betrachten und so auch diesem letzten an sich sehr unbestimmten Begriffe concreteren Inhalt zu geben. Wenn die orientalischen Sprachen alle, auch das an Flexionen so überreiche Sanskrit zur festen Wortstellung neigen, die meisten sogar zu völliger Starrheit derselben gewissermaßen eingefroren sind, wenn wir ferner bei den Orientalen auch im socialen Leben ein starres Festhalten an überlieferten Formen finden, so dass Hegel von einigen von ihnen meinte, sie lebten nur im Raume, nicht in der Zeit, so ist man doch wohl berechtigt, allen asiatischen Rassen und Völkern eine übermäßige Unterwürfigkeit unter die Ueberlieferung, eine übermäßige Schwäche des Individuums gegen das Allgemeine als Rassencharakter zuzuschreiben. Wenn wir hingegen inmitten der allgemeinen Schablioni-

1) Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. 9. Buch, II.

2) A. a. O.

3) A. a. O., S. 66, 73.

sirung der Wortstellung der andern europäischen Sprachen in den rein germanischen Idiomen, im Deutschen sowohl wie in den neu-nordischen Sprachen eine noch sehr weitgehende, besonders in der Poesie fast unbeschränkte Freiheit antreffen, wenn wir die Germanen auch sonst, besonders im Mittelalter, in starker Individualität jedem schablonisirenden Zwange, wie dem des Staates widerstrebend finden, so sind wir wohl berechtigt, die starke Individualität als einen Grundzug des germanischen Volkscharakters anzusehen, der auch in der Sprache zu Tage tritt, indem jeder der Schablonisirung des Ausdrucks seiner Gedanken widerstehen will, wie der Schablonisirung seiner Gedanken selbst. »Jeder, sei er auch welcher er wolle, hat so ein eigenes Fürsich, das er sich nicht gern möchte nehmen lassen« sagt Goethe¹⁾ von den Deutschen.

Und wie im Thautropfen sich die Sonne sowohl als der Mond spiegeln kann, so vermag in der Wortstellung zweier kurzen Sätze der weltgeschichtliche Gegensatz zweier Rassen oder zweier Culturen zum Ausdruck zu kommen.

1) Sprüche in Prosa.